

Menschenopfer sind unerträglich

Händels Oratorium „Jephta“ in der Heidelberger Peterskirche

Von Christoph Wagner

Schon Generationen von Theologen haben sich an dieser Geschichte aus dem Buch der Richter des Alten Testaments die Zähne ausgebissen: Der israelitische Feldherr Jephta gelobt vor einem Kriegszug, bei siegreicher Heimkehr das Erste, was ihm aus seinem Haus entgegenkommt, zu opfern. Das ist dann seine eigene Tochter Iphis. Dennoch vollzieht er das Opfer. Hinter dieser Geschichte verbirgt sich ein uralter Mythos, der in verschiedenen Kulturen oft erscheint (z. B. in der Iphigenie-Erzählung im antiken Griechenland).

Da Menschenopfer aber an anderer Stelle im Alten Testament von Gott ausdrücklich verboten waren und die Geschichte als Teil biblischer Verkündigung schon in alter Zeit als unerträglich empfunden wurde, gab es zahlreiche Umdeutungsversuche. Einen davon gebraucht Händel in seinem Oratorium: Unmittelbar vor der Opferung erscheint ein Engel und verkündet, Gott wolle nicht das blutige Menschenopfer, sondern Iphis solle sich als jungfräuliche Tempeldienerin Gott weihen. Alle sind zufrieden und singen gemeinsam „Amen, Halleluja“. Da auch diese Geschichte zumindest aus heutiger Sicht unerträglich ist, stellt sich die Frage, warum eigentlich dieses Oratorium noch aufgeführt wird.

Gleich die ersten Takte der Ouvertüre ließen erkennen, dass Christian Kabitz dieses Oratorium als Oper inszenieren wollte und damit deutlich machte, dass Händel ja Dutzende von Opern geschrieben hatte, ehe er sich gezwungenermaßen – seine Oper war pleite gegangen – dem Oratorium zuwandte. Das gelang Kabitz höchst eindrucksvoll, weil ihm ein fulminantes Soloquintett von durchweg noch sehr jungen Sängerinnen und Sängern zur Verfügung stand. Die Bulgarin Ralitsa Ralinova (Sopran) in der Rolle der Iphis, die Ukrainerin Anastasia Polishchuk (Mezzosopran) als Jephtas Frau Storgè, der Kroat Franko Klisovic (Countertenor) als Iphis-Geliebter Hamor, der Serbe Sreten Manojlovic (Bass) als Priester Zebul und in der Titelrolle der britische Tenor Gwilym Bowen. Alle fünf agierten auf sängerischem Spitzenniveau und sorgten durch dramatisierende, stets packende Gestaltung dafür, dass man sich am Schluss wundern konnte, wie kurz zwei Stunden Musik ohne Pause erscheinen können.

Dazu hatte auch maßgeblich das Philharmonische Orchester Heidelberg beigetragen, das, abgesehen von ein paar kleinen Wacklern, den teilweise ausgesprochen virtuosen Orchestersatz mit enormer Spielfreude souverän mitgestaltend absolvierte. Der Heidelberger Bachchor sang intonationsrein, klanglich homogen und rhythmisch sicher, konnte sich aber nicht immer vollständig in den dramatischen Impetus der Gesamtaufführung eingliedern.

Das Publikum spendete am Schluss lang anhaltenden, intensiven Beifall für eine insgesamt sehr überzeugende Aufführung. Sie hat in besonderer Weise darauf hingewiesen, dass Menschenopfer unerträglich sind, was in heutiger Zeit eine noch viel realere Bedeutung hat als im Mythos der Vergangenheit. Nur – heute kommt kein Engel mehr.